

Copyright 1937 by Wilhelm Goldmann Verlag in Leipzig. Zeichnungen: Heinz Schröder.

Die Kapelle kommt aus Köln

Donnerstag, die Jungens da in dem Baillon können spielen!
Jetzt spielen die Walzer. Walzer von Strauß.
Alle Mitglieder der Kapelle tragen eine kleine weiße Uniform. Sie ist schwarz durchschmitzt. Die Reute sind die Tropen nicht gemindert. Es sind Europäer — es sind Deutsche! Da, natürlich, den Namen, der da auf dem Programm steht, kennt Grünshabel doch! Himmel noch mal, die Kapelle hat er doch schon einmal gehört! Das war doch — Augenblick mal — ja natürlich, die hat ihm doch vor einem Jahr in Köln so gut gefallen!
Und die findet er jetzt hier! Da haben wir es ja wieder: Die Erde ist tatsächlich klein!
An einer Baule geht Grünshabel zum Kapellmeister hin. Stellt sich vor. Ruft: „Hans Köln!“

Da häßelt du Gesichter leben, Mensch, da häßelt du etwas erleben können! Die Begrüßung ist so herzlich und herzlich, daß die Blüthen-Zeilen an den vielen Tischen Blüthen Zeilen sein lassen und zu dem Musikpavillon hinüberzuziehen. Drei der Musiker sind direkt aus Köln!

So, Kinder, jetzt spielt mal Rheinländer! Aber jetzt! Jetzt denen mal, daß wir Rheinländer sind!

Und die Jungens spielen und klingen die „Refränge“ der schönen und bekannten Rheinländer. Grünshabel sitzt eifrig mit. Was kümmert ihn hier die Eiszeit!

Batavia laut auf: Ein paar der Herrschaften können es sich nicht nehmen lassen, für die Musik ein paar Runden zu sitzen. Und für Grünshabel, versteht sich, William macht ein Gesicht — na, kommt der, das Glas ist für dich! Freude sprudelt wie das Sodawasser zum Blüthen.

Die braunen Keller grinsen, der „Capitol“-Wannager reißt die Hände, Batavia's Weiße leben auf und klingen mit, so gut und so leicht wie es können. Und sie können es leicht!
„Du, Bernd, heh mal da, die nette Kleine! Sie laßt dich die ganze Zeit herüber! Holländerin, wie? Hübsche Sache!“

Hübsch ist gar kein Zuckerguss. Die ist einfach „plumbe“. Aberich' dich nur nicht auf Java!

Grünshabel läßt sie nicht mehr aus den Augen. Sie laßt herüber. Er laßt nach mehr. Er heßt sein Glas und trinkt sie fertig zu. Und da — und da — Ob sie wohl Englisch spricht? Grünshabel schreibt etwas auf ein Zettelchen. Schickt ihr das durch einen Boten hinüber. Sein Herz klopt. Dort hält sie das Zettelchen in der Hand — leht öfnet sie es — leht... Grünshabel trohlt über das ganze Gesicht: sie laßt

ihm zu und nicht mit dem Kopf. Morgen früh wird sie wieder hier sein!

Ben, noch einen Absolut!
Nach einer halben Stunde steht sie auf. Der dicke weißgekleidete Herr ist gewiß ihr Vater. Und der zweite? Ob die Dame wohl ihre Mutter ist? Da gehen sie, die vier — Ist das Mädchen hübsch! Sie laßt noch einmal herüber — Ob sie auch kommen wird morgen? Ah, sie wird ihn ja doch vergessen!

Was ist denn nur mit Grünshabel los? Der ist ja so lustig, der ist ja so froh!

Er wird auf die Musiker warten. Er wird sich zu ihnen legen, wenn sie ausgespielt haben. William fährt mit einem Auto zurück zum Schiff. Er will sich einmal richtig auskühlen.

Aber für Grünshabel schlingt eine der schönsten Stunden seiner Reise. Der tropische Wind dort oben mag wissen, wie spät es ist, als Grün-



shabel müde in das weiße Bett sinkt, das ihm einer der Köhner in seiner Wohnkammer angeboten hat. — Wenn es in Batavia eine Vollzeitanlage gäbe, hätte der Herr Kapitänmeister hiermit ein paar Namen aufschreiben müssen.

Liebe auf Java

Was soll ich ihr nur sagen? Da werde ich erzählen, daß ich einmal in Holland war, und sie muß mir etwas von Java sagen. Da werde ich erzählen —

Es kommt alles ganz schnell. Sie läßt in einem Augenblick vor. Sie gibt mir die Hand. Ich muß einsteigen. Sie sagt dem braunen Chauffeur etwas. Und dann sagt sie, daß sie fast freudig, wieder einen aus der Heimat zu sehen. Wenn man in Niederländisch-Indien lebt, ist Europa die Heimat.

Wir fahren nach Buitenzorg. Wir fahren nach Belvédère, nach Meester Cornelis. Durch Schloßhallen von Palmen, Palisaden am Wege. Orchideen. Weiße Christmasholmen. Java, Java — Grünshabel demüht sich wie ein Esel. Er sieht und sieht und haunt und haunt. Java, Java.

„Mein Vater ist Regierungsbeamter, seit drei Jahren wohnen wir hier. Alles ist wunderbar hier. Aber ich sehe das alles nicht mehr.“

Sie spricht ein fast schleierhaftes Deutsch. Sie erzählt mir von Java. Von seinen Menschen. Von dem Land. Von den Fäulen, die hier einmal regierten.

Und als Grünshabel am Abend am Tisch des hellblauen Regimentsbeamten sitzt und ihm sein, seine freundliche Führerin, Tee eingießt, da ist ihm alles wie ein Traum, da kommt ihm das alles so unheimlich vor, so, als wenn er in einem schönen Bilde läte. Und dann schaukeln zwischen zwei Fäulen über der Veranda eines Rungasos zwei Hängematten. Sie hängen parallel zueinander, und wenn sie sich im Schwanzen dann und wann berühren, dann lächen sich zwei junge Menschen an.

Ein lauer Wind trägt schweren Duft in seinem Schale. Beisenden läßt den Duft, der von Palmen weht und von Blumen, die ihre Blüten öffnen. Der aus den Hainen schreit und von den Feldern haucht. Lautenklänge. Singen und Klingen und Klingen zittert in der Luft. Licht wölft klar und goldschimmernd von den Strahlen des Mondes herab. Liegt wie Samt auf den Palmzweigen und auf den Kränzen der Harne und Bambusdämme. Goldfäden tropfen aus diesem lauen Duft auf die Erde. Fern klingen Gongs, Dampf und melancholisch schlingt sich Melodie an mein Ohr. Frauenklammern hummen dazwischen. Japanerinnen beim Tanz. Der Himmel strahlt in unendlicher Reinheit und Klarheit.

Das Leben ist so wunderbar. Monats später lieh ich auf einer Bank dahinein, im Garten. Alles, was mich umgab, jerrniti plötzlich in Trümmern. Tropensturm! pakt mich. Keine Gedanken eilen fort mit mir. Fort über Meer und Länder — Das Erlebnis der Tropen greift mich wieder — War es damals wirklich nur ein Traum —? Einmal noch möchte ich das Wunder der Tropenwelt erleben — im Duft der Blumen und im lauen Kitzel des Windes — ich muß noch einmal dorthin —

Wiederum reißt mich aus meiner Träumerei. Praktische Glocken läuten den Sonntag ein. Ja Ende ist der Traum. Vergessen sind die Tropen. In der Erde in unterem Garten rauscht der Wind. (Fortsetzung folgt)

Es war vor vielen, vielen Jahren, damals, als ein Hochzeitspaar zu den beliebtesten Sehenswürdigkeiten zählte. Da kam der Direktor eines solchen Unternehmens in ein kleines Reisebüro und fand mit seiner sprichwörtlichen Künstlerhand sofort Beifall bei den schaulustigen Besuchern der Stadt, daß man auch bei Tage darauf aufmerksamer wurde.

Einen solchen kleinen Kunstgenuss wollten sich die hohen Herrschaften nicht entgehen lassen, und sie beauftragten also den Hofmaler, eine Sonderaufstellung mit dem Herrn Direktor zu vereinbaren. Der Herr der langbeinigen Künstler war einverstanden, lächelte sich sogar durch das Angebot geizig. Ein Tag wurde festgelegt, und so lag er denn bei glühender Sommerhitze mit seinem Zirkus auf dem Esel.

Es hatte alles wie am Schnürchen. Die kleinen Künstler leisteten dabei in der Kiste nach dem Gelehenen. Die Zuschauer kamen aus dem Staunen nicht heraus, und besonders die Fäulen, die wegen der Hitze in leichter Sommerkleidung erschienen war, mußte sich vor Dingen nicht zu lassen.

Welche hatte diese Fröhlichkeit der Zuschauer einen der pechschwarzen Künstler ärgert. Jedenfalls legte er plötzlich zu einem gemaltigen Sprunge an, der ihm für immer unter seinen Kräftigen Rücken scherte, und landete am Heile der Fäulen. Dort hielt er sich nicht lange auf, legte seine Kunststoffe fort und — verhielt sich im wogenden Ephegenem.

Das Entsetzen über diesen unvorhergesehenen Zwischenfall war groß. Die Fäulen freilich laut auf, ihr Gemahl hielt die Seilen vor Leuten und der Herr Direktor stand bleich und ätzend da.

„Dieses Kind“, sprach schließlich der Herr, als er sich etwas gefasst hatte, „wir müssen ein Entsetzen haben. Der Mann darf keinen Schaden haben, wir müssen deshalb versuchen, den Zwischenfall wieder einzufangen.“

So wurden denn einige Kammerfrauen gerufen, die die Fäulen in ihre Obhut nahmen und mit ihr in den Frauengemächern verblieben. Es dauerte auch nicht lange, da erschien eine der Kammerfrauen und hielt zwischen den Fingern den Ausreißer.

Wie amnestisch erlittet auf. Der Herr Direktor leuchtete, als er so langsam nähertrat und den Flüchtling in Empfang nehmen wollte. Schon hatte er die Hand ausgestreckt, aber im gleichen Augenblicke wich der Ausreißer der Freude von seinem Gesicht. Er betrachtete noch einmal mit prüfendem Blick den pechschwarzen Gemalten, der ihn in diese Verlegenheit gebracht hatte. — Dann wandte er sich ab, schüttelte den Kopf und sagte mit hoffnungsloser Stimme: „Das ist der meine nicht!“

Die Fäulen wurde auch nicht fortgeführt; denn bei dem Gedächtnis, in das jetzt der Herr und seine Begleitung einstimmen, war das nicht gut möglich. ck.

Olympia wird auferstehen

Ergebnisse und Ziele der neuen deutschen Ausgrabungen in Griechenland

Am Tage, als die olympische Flamme nach ihrem Lauf von Rom zu Rom im Stadion zu Berlin eintraf, verkündete der Führer beim Empfang des Internationalen Olympischen Komitees in der Reichshalle seinen Entschluß, die im Jahre 1875 von deutschen Wissenschaftlern begonnenen Ausgrabungen am Rationalschillingtum der Hellenen wieder aufzunehmen und zum endgültigen Abschluß bringen zu lassen. Der Welt soll damit ein genaues Bild vom Kampfsplatz dieser gewaltigen Stätte alter Kultur gegeben werden, wo mehr als ein Jahrtausend lang die Spiele als Ausdruck religiösen Empfindens und als Zeuge des Kraftbewusstseins der griechischen Nation gefeiert worden sind.

Bereits Wandelmann hat von einer Ausgrabung der ephemerischen Kultur- und Kampfsstätte geträumt und 1708 kurz vor Antritt jener Reise, auf der er den Tod durch Überdrehung fand, geschrieben, daß ihm diese Sache nicht weniger am Herzen liege als seine Geschichte der Kunst. 1852 wies Prof. Ernst Curtius mit den Worten „Was dort in dunkler Tiefe ruht, ist Leben von unfertigem Leben!“ bei einem Vortrag in der Berliner Singakademie während auf den Gedanken einer deutschen Olympia-Ausgrabung hin. Daß dieser Plan zwei Jahrzehnte später als erste kulturpolitische Tat des gerietenen Deutschen Reiches in die Tat umgesetzt werden konnte, ist seiner außerordentlichen Initiative zu verdanken. Ernst Curtius wurde von einer Reihe hervorragender Archäologen und Architekten unterstützt, von denen H. Dörpfeld und A. Rumpfänger besonders genannt seien. Dem Willen und der Kunst dieser Männer gelang es, das wieder ans Licht des Tages zu bringen, was im Schoße der Erde von den Schöpfungen der Architektur und der Plastik Olympias erhalten geblieben war. Die vom Archäologischen Institut des Deutschen Reiches durchgeführten Forschungsarbeiten sind zum Vorbild der folgenden Grabungen aller Nationen geworden.

Da neue Mittel zum Weitergraben nicht aufgebracht werden konnten, mußten die Arbeiten nach Freilegung der hauptsächlichsten Baulichkeiten im Jahre 1881 eingestellt werden. Mit allen seinen Gründungen lag nun der Tempelbezirk Olympias, befreit von Stellenweise bis zu 7 Meter hohen Erdmassen, überflüssig vor Augen. Die Funde fanden Ausstellung im Olympischen Museum. Die Ergebnisse der Forschungsarbeiten wurden in einem aufschlußreichen Werte der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Der Gedanke einer planmäßigen wissenschaftlichen Erforschung Olympias wird nun endlich glückliche Verwirklichung finden, nachdem Adolf

Hitler durch die Spende eines namhaften Betrags die Voraussetzungen für die Weiterführung der Ausgrabungsarbeiten gegeben hat. Als Plan der deutschen Kulturwillens werden unsere Wissenschaftler führend an den Ergebnissen der bisherigen Grabungen ihre Aufgabe, die Olympischen Olympia in neuer Sicht zu gewinnen, lösen, soweit sie gelöst werden kann. Ihre Arbeit in Olympia wird dazu beitragen, unsere Schau geschichtlicher Zusammenhänge zu erweitern und zu vertiefen. Dr. Walther Weid, der Leiter des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen und der olympischen Grabungen, hat mit den Worten „Wir graben nicht nach Schätzen, sondern nach Erkenntnissen!“ seinem Willen klaren Ausdruck verliehen. Ihm stehen namhafte Wissenschaftler zur Seite.

Im April 1937 gab Reichsminister Rust im Beisein seines griechischen Kollegen, des Kultusministers Georgios Papagos, mit den ersten Hoffnungen das Zeichen zum offiziellen Beginn der Grabungen, deren Ergebnis in den folgenden Wochen ein ganzer Schatz erforschter Bronzewerte

von großen künstlerischen Reichtum war. All dies wurde auf einem verhältnismäßig kleinen Raum oberhalb des Stadioneinganges gefunden, was für die zukünftigen Grabungen in den großen benachbarten Flächen zu den besten Hoffnungen Anlaß gibt.

Am Deutschen Ausgrabungsbau, das in den letzten Monaten errichtet und kürzlich bezogen wurde, ist man nun mit der Überprüfungs- und Auswertung der bisherigen Grabungsergebnisse beschäftigt. In langen Regalen steht ausgelegt, was man bisher dem Erdboden entnommen. Es wurden gegen 20 gut erhaltene bronzene Helme gefunden, viele Bronzefiguren von Schilben mit getriebenen Arbeiten, Bronzefiguren und Schmucke mit Darstellungen des Mythos. Schwerer, eiserne Speerköpfe und andere Waffen geben uns ein Bild einer kriegsgeübten Zeit. Gleichwohl war auch die Ausbeute an kleinen Zierfiguren aus Bronze, die wohl der Gottheit als Weihgaben dargebracht worden sind. Im alten Sparta brauchte man eiserne Speere, auf denen das Heiß über glühender Hitze geröstet



Eingang zum olympischen Stadion, dessen Freilegung nunmehr erfolgt. Foto: Helm. Selbmann

wurde, zeitweise als ein Zahlungsmittel. Interessant ist, daß sich unter den neuen Funden ein derartiges Stück befindet, auf dem sogar noch, ein besonders glücklicher Zufall, die vom Hofe halb zerfallene Inschrift „Dem olympischen Zeus“ entziffert werden kann.

Es ist eine Ehrenpflicht der deutschen Wissenschaft, nunmehr auch die außerhalb des Tempelbezirks liegenden künftigen Stätten des Sports dem Licht der Sonne wiederzugeben. Am Südostabhang des Kronosbügels liegt immer noch das 24 Meter lange und 22 Meter breite Stadion unter der Erde, von dem bisher nur Andenken und Grundriß freigelegt worden sind. Schöße und Jochen greifen auf der etwa 3 Meter hohen Schwammhöhe, die die Kampfbahn und die Zuschauertribünen der olympischen Stadien bedeckt. Schütztritten kriechen gemächlich über die steinernen Schwellen, von denen einst Hufe hundert stürzten im Streben nach unsterblichem Ruhm.

Nachdem nunmehr auch die letzten technischen Voraussetzungen erfüllt sind, können seit Beginn der Grabungen erstmals in großem Maße weitergeführt werden. Zur Beteiligung der überlegenden Schmiedehölzer des Flusses werden teilweise gleich mehr als hundert Arbeiter auf einmal in Tätigkeit treten. Bereits soll man als Querschnitt einen 140 Meter langen und 5 Meter breiten Graben durch das Stadion ziehen, der näheren Aufschluß über die Anlage geben soll. Für das kommende Frühjahr ist geplant, gleichwohl mit der Freilegung der alten Wälle des Stadions, die aus antiken Bausteine bestehen und deshalb finden in sich bergen können, Stück für Stück abzurufen und nach einer genauen Unterlegung wieder aufzurufen. Eine von Krupp für die olympischen Grabungen geführte Feldbahn leistet gute Dienste beim Transport der Gesteine, die im Umfang den den ersten Reichsgrabung von 1875—81 nicht nachkamen.

In 6 Jahren werden hoffentlich die Symbole des olympischen Gedankens offen vor uns liegen, und die gesamte Kulturwelt wird dank der Initiative des Führers eine der weitestläufigsten Stätten des Altertums wiederbeleben können. Die deutsche Wissenschaft verzichtet darauf, aus den Grabungen einen Gewinn von materiellem Wert zu ziehen und für unsere Museen Schätze zu sammeln. Wir graben allein um die Ehre der Leistung und hoffen, daß mit den Bauwerken Olympias auch der Welt dieses Heiligtums auferlegt und zu uns Menschen des 20. Jahrhunderts in aller Kraft zu sprechen beginnt, auf daß die olympische Flamme, ein Symbol für die Jugend der Welt, nie mehr in den Bergen erlöscht.

Helmut Selbmann